

Der Holländer Louis G. Le Roy holt die Natur in die Städte zurück. Er ist bekannt als Schöpfer «wilder Gärten». Daneben wirkt Le Roy aber auch als Maler, Lehrer, Photograph, Animator, Kabarettist und Geschichtenerzähler. Ende März gastierte er mit seinem «Öko-Kabarett» im Luzerner Kleintheater. Otti Gmür, Architekt und Publizist, hat Le Roy in Holland besucht und mit ihm auch in Luzern gesprochen.



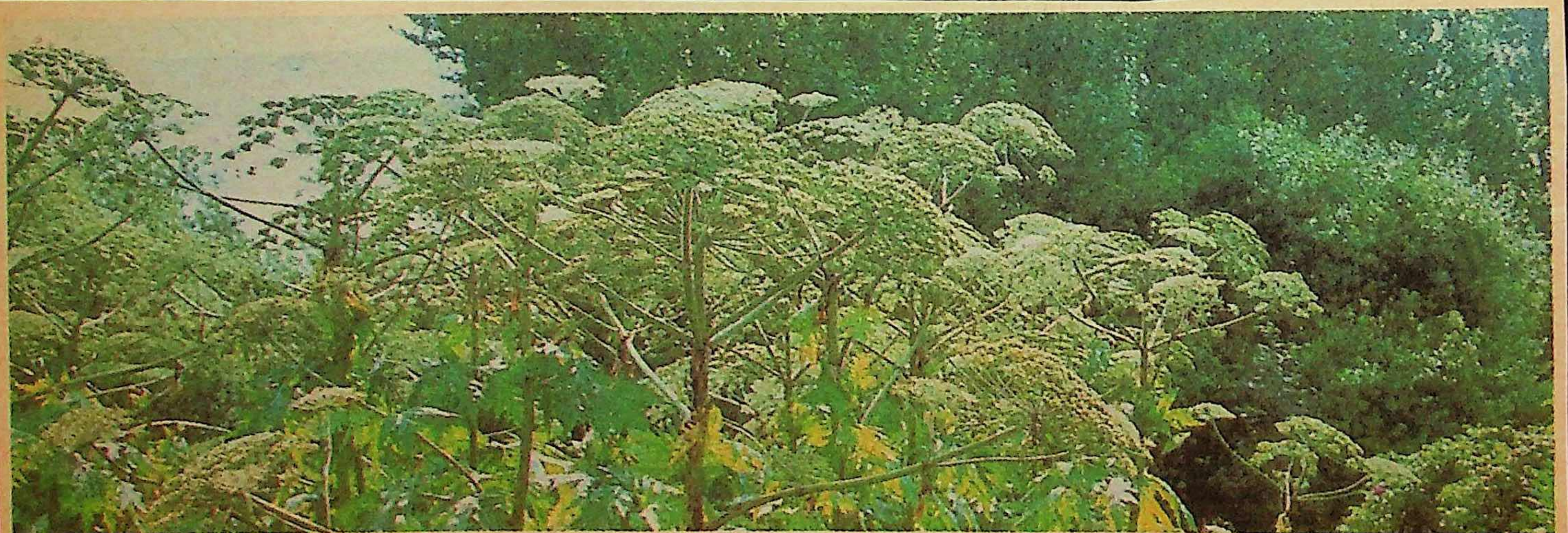
*Louis G. Le Roys' Öko-Kabarett ist ein grosses Bilderbuch. Der Holländer erklärt aber seine Bilder nicht, sondern stellt sich in sie hinein und spricht mit ihnen. Auf das Bild vom grossen Crash folgen Bilder von Blumen und Insekten.*



**D**ie Stadt als Chance – hinter diesem Titel eines abendfüllenden Einmann-Kabarets erwarten wohl viele eher einen unverbesserlichen Idealisten als einen Ökologen. Louis G. Le Roy nennt sich Ökotekt. Damit zeigt er gleich, dass er sich nicht an die üblichen Spielregeln hält. Ökotekt ist eine Verbindung von Ökologe und Architekt. Weder das eine noch das andere hat Le Roy normal gelernt, aber tätig ist er in beiden Bereichen.

Sein Öko-Kabarett hat er vor bald zehn Jahren entwickelt. Wenn er heute irgendwo auftritt, verbindet er dies mit einigen Tagen Aufenthalt in der betreffenden Stadt. Sie durchstreift er mit seiner Kamera, um seine Bildersammlung mit immer neuesten Aufnahmen zu ergänzen. Daraus stellt er dann wieder eine neue Show zusammen, die er als Bilder- und Geschichtenbuch für Erwachsene präsentiert. Le Roy erklärt seine Bilder nicht, vielmehr lässt er sie als Magier erstehen, spricht zu ihnen, stellt sich in sie hinein. Zwei bis drei Stunden dauern seine Vorführungen und doch sitzen die Leute wie gebannt, denn was und wie er erzählt, geht unter die Haut. Da folgt ein Bild dem anderen, vom grossen Crash, von Blumen und Insekten, von Gärten und Häusern, von Autos und Antiquitäten, über Energieprobleme und Konsum bis zu Mitsprache und Erziehung.

Le Roy ist bekannt als Schöpfer «wilder Gärten», die



er mitten in Städten entstehen lässt. Sie sind mehr als bloss Trostpflaster in öden Wohnquartieren und mehr als nur Augenweide für Blumenliebhaber. Verschiedene seiner Anlagen wurden Gegenstand harter politischer Diskussionen. Die eine Anlage wurde mit Bulldozern unter Polizeischutz zerstört, andere unter Naturschutz gestellt, weil in ihnen wieder Pflanzen wachsen, die sonst kaum mehr zu finden sind.

So hat es einen recht zweideutigen Unterton, wenn Le Roy zu Beginn seiner Vorführung bemerkt: «Politiker sind wohl kaum hier? Ja, Politiker kommen immer erst später.»

Und schon steht Le Roy im Scheinwerferlicht vor dem ersten Bild. «Crash, das Chaos in der Stadt, Gewalt, Zerstörung, Panik, die Stadt der Technokraten»; meint Le Roy, «geplant, gebaut und verbraucht, aus ihr ist die Natur verbannt, und wir Menschen werden behandelt, als ob wir Maschinen wären.» Er meint die Stadt, in der Überleben zur Kunst, ja zum Ziel wird, und das findet Le Roy das idiotische Ende einer fatalen Entwicklung.

Leben und nicht bloss überleben fasziniert Le Roy. Mit seinem ganzen vielfältigen Tun als Maler, als Photograph, als Lehrer, als Animator, als Kabarettist und Geschichtenerzähler schafft er Lebensmöglichkeiten für sich und für

andere. Ja, Geschichten zum Beispiel von der Kennedylaan, einer über einen Kilometer langen, schnurgêraden Strasse mit zwei Fahrbahnen in der kleinen Stadt Heerenveen, wo die Le Roys wohnen. Zwischen den Fahrbahnen lag ein 18 Meter breiter Grünstreifen, ganz flach, mit gleichmässig grünem Rasen, der viel Pflege erforderte. Das war Le Roy zu viel Aufwand für so wenig Natur. Er schlug dem Herrn Bürgermeister vor, daraus eine kleine Wildnis zu machen. Aber der Herr Bürgermeister wollte zuerst einen Plan sehen. Denn vor Wildnissen haben wir Angst. Wildnis, das heisst für uns Chaos und dass die Bäume in den Himmel wachsen. Wildnis, das stellen wir uns als sinnloses Gewuchervor, das unser doch so schön geordnetes Leben behindert.

Aber Le Roy liebt Pläne nicht. «Pläne fixieren», sagt er und weiss sehr genau, dass unter seinen Zuhörern immer viele Architekten und Planer sind. «Mit Plänen legen wir uns fest, und selbst Blumen und Bäume erscheinen dann nur noch an bestimmten Orten, in gemessener Zahl und in abgezierter Form.» Le Roy plant anders. Er arbeitet mit der Natur, verwendet Abfallprodukte unserer Zivilisation, braucht seine Phantasie und fordert die Kreativität anderer Menschen heraus.

Zum Glück gehen auch ängstliche Bürgermeister in die Ferien. Und das gab Gelegenheit, mit dem Umwandeln des langweiligen Rasens an der Kennedylaan anzufangen. Zuerst liess Le Roy Bauschutt heranführen. Flacher Boden beschränkt die Lebensmöglichkeiten von Pflanzen und Tieren. Viele finden auf ebenem Terrain das für sie geeignete Mikroklima nicht. Mit

dem Bauschutt bildete Le Roy Unregelmässigkeiten, Nischen und Übergänge und damit günstige Voraussetzungen für möglichst unterschiedliche Lebensbedingungen. Plötzlich gab es nun feuchte und trockene Standorte, schattige und sonnige, dunkle und helle, dem Wind ausgesetzte und windstille Ecken, und all das nahe beieinander.

Durch diese wohlbedachte Landschaft, die noch chaotisch wirkt, legt er Trampelpfade, keine Asphaltwege; diese würden den natürlichen Zusammenhang des schmalen Landstreifens stören. Bei dieser Arbeit halfen ihm Leute, die in der näheren Umgebung der Strasse wohnen. Denn im offenen Plan Le Roy's haben viele Ideen Platz. Er macht sich selbst keine perfekte Vorstellung von seinen Gärten. Seine Helfer können nach eigener Lust und mit ihren eigenen Möglichkeiten mitgestalten.

Wege wurden stückweise gepflastert, weil irgendwoher Pflastersteine günstig zu haben waren, dann wieder wurde ein Stück mit Natursteinplatten belegt, weil solche gerade aus einem Abbruch gratis angeliefert wurden. Dort wo die Wege erhöht liegen, genügte es, die Erde festzutreten, weil ja das Regenwasser links und rechts abfliessen kann. Mauern entstanden aus Abbruchsteinen oder Holzpflöcken, und hie und da wurde ein kleiner Platz angelegt mit Sitzgelegenheiten.

Schon bald hatten Wind und Tiere die ersten Pflanzensamen dazugebracht, und Le Roy mischte kräftig mit. Grosszügig half er der Natur beim Start.

Tausende von kleinen Bäumen wurden gepflanzt für wenig Geld; Blumensamen verstreute Le Roy aus voller Hand.

Natur braucht Überfluss. Natürliche Prozesse sorgen dafür, dass schon nach kurzer Zeit jede Pflanzenart die für sie günstigsten Lebensbedingungen findet und nutzt. Für diesen Ort ungeeignete Arten werden verdrängt. Aber nie stellt sich in diesem Prozess eine Monokultur ein, sondern die Vielfalt der Pflanzen- und Tierarten wächst.

Heute wandert man an der Kennedylaan durch einen wundervoll gemischten Waldgarten voller Leben und Überraschungen. Kaum darin eingetaucht, vergisst man schon, dass diese grüne Oase eng begrenzt ist durch den Asphalt vielbefahrener Autostrassen, dass selbst 70 Parkplätze noch in die grüne Landschaft eingebaut wurden.

Auch der Bürgermeister ist zufrieden. Die Anlage braucht viel weniger Pflege als sonst übliche, künstlichere Gartenanlagen. Hie und da müssen einige der zu üppig wachsenden Bäume umgehauen und die Wege gesäubert werden. Aber das überschüssige Material wird nicht abtransportiert, sondern bleibt an Ort und Stelle liegen. Indem es dort zerfällt, gibt es der Erde das wieder zurück, was es ihr zum Wachsen entzogen hat. Die vermodernden Baumstämme bilden zudem wieder neue Nischen, in denen andere Pflanzen und Tiere ihre Lebensmöglichkeiten finden. So zeigt Le Roy in der Praxis und als Geschichte Werden und Vergehen, Blühen und Verblühen als den natürlichen Prozess aller Lebewesen – auch von uns Menschen.

«Ich liebe das Leben», sagt

Le Roy immer wieder, auch wenn er hart und scharf die Zerstörung unserer Umwelt kritisiert. Und wie er das Leben liebt, das ist aus jedem der etwa zweihundert Bilder zu spüren, mit denen er den Zuschauern wie in einem Spiegel die tausend verborgenen Schönheiten der Städte zeigt, die er durchwandert.

Dabei geht es Le Roy nicht um stilles Geniessen. Leben, das heisst für ihn, kreativ beteiligt sein am grossen und stetigen Wandlungsprozess der Welt. Mit seiner Arbeit hilft er immer mehr Leuten, sich selbst auch daran zu beteiligen. Le Roy lässt sich nicht bezahlen für Pläne und abstraktes Lehren. Nein, wenn er in irgendeiner Stadt, sei es in Cergy-Pontoise bei Paris, in Groningen oder Leeuwarden, in Alphen

a. d. Rijn oder Löwen einen Auftrag erhält, so stellt er sich selbst mit seiner Kreativität zur Verfügung. Bezahlt wird Le Roy für die Zeit, die er im Laufe der Jahre mit den an Ort und Stelle lebenden Menschen arbeitet, sie zu eigenem Tun animiert, ihre schöpferischen Kräfte freilegt, ihnen Wege zeigt, um sich aus den Zwängen eines verplanten Lebens zu befreien. Indem die Menschen lernen, ihre eigenen Bedürfnisse zu erkennen, mit ihrem eigenen Potential an Phantasie und Energie ihre persönliche Umwelt zu gestalten, erfahren sie auch, was jeder selber und gemeinsam mit anderen vermag.

Aber Natur, das ist für Le Roy weder Lehrmittel noch sentimentaler Rückzugsort aus der Hektik der Berufswelt. Natur, darin ist für ihn alles eingeschlossen, auch wir Menschen, unsere Häuser und Städte. Auch sie kommen und vergehen. Die Natur braucht uns, und wir brauchen sie. Für Le Roy ist jedes sture Gegenüber von Mensch und Natur sinnloses Tun. Wenn wir mit Gift das, was wir als Ungeziefer und Unkraut verstehen, in unseren Gärten beseitigen, so verlieren wir auch die Schmetterlinge und die Singvögel, und wir werden immer mehr Gift brauchen und uns selbst vergiften. Wenn wir mit viel Fleiss und Energie grosse Monokulturen züchten, zum Beispiel Rasenflächen, dann müssen wir auch den Lärm der Rasenmäher ertragen, und wir verschwenden dazu unersetzbare Energie.

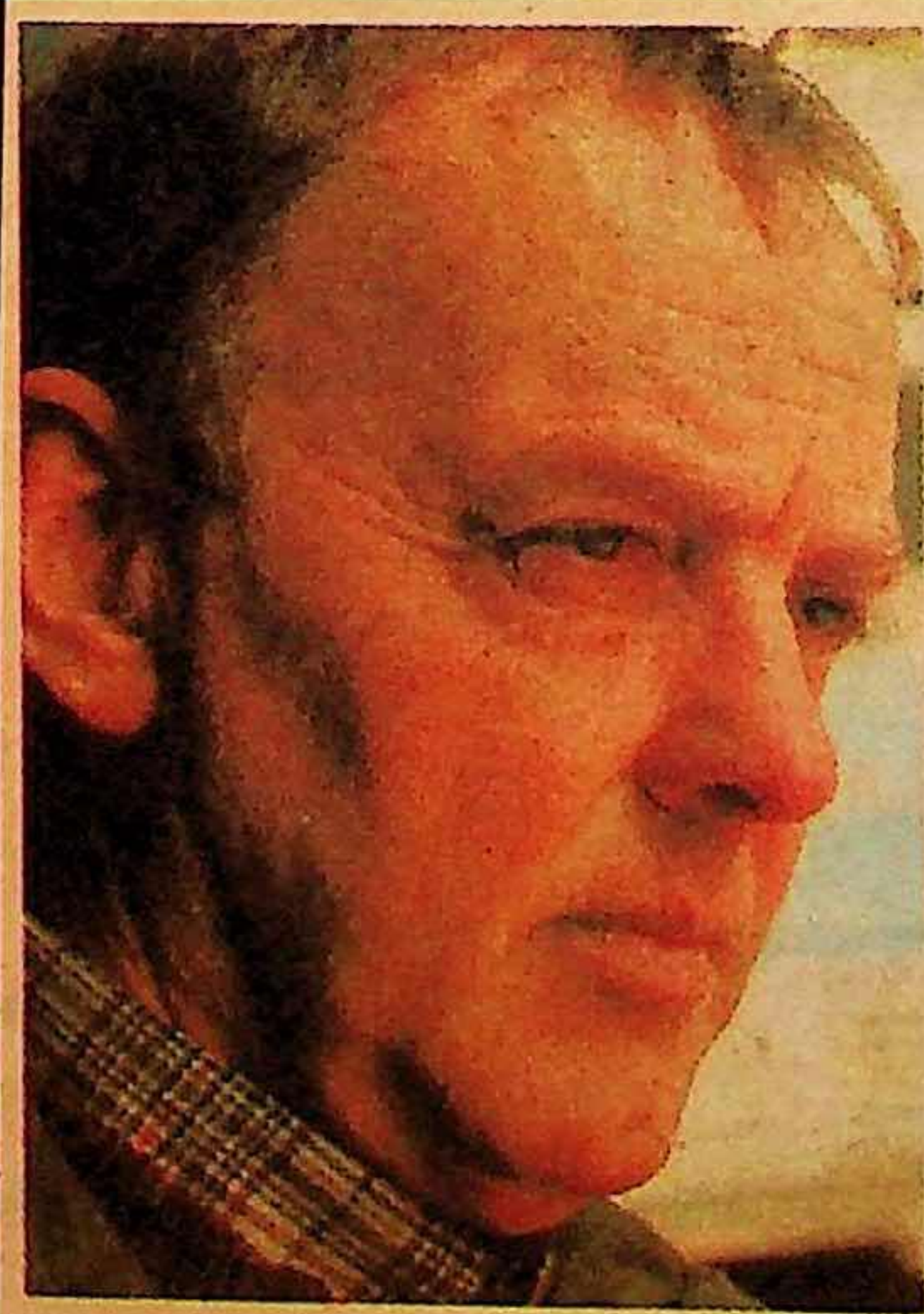
So heisst für Le Roy kreativ sein nicht einfach machen und aktiv sein. Auch Musse gehört für ihn zur Kreativität. Wenn jemand seinen zauberhaften Garten rund um sein eigenes Haus bewundert, meint er schalkhaft: «Ja, so schön wird ein Garten nur, wenn man ganz faul ist.» Zum Gärtnern braucht Le Roy nur wenige Werkzeuge. Einen Spaten, um Pflanzen und Bäume in die Erde zu setzen, aber niemals zum Umgraben; eine Säge, um hie und da den Überfluss der Natur zu lichten, und eine Schere, um Zweige, die in den Weg hängen, abzuschneiden und auch gleich zu zerkleinern. In seinem Garten trocknet die Erde nicht aus, weil sie immer bedeckt ist mit losem Abfallmaterial. Umgraben ist unnötig, weil die Vielzahl der darin heimischen Tiere und Knollenpflanzen sie locker halten. Le Roy aber hütet sich, dieses

System, das sich in einem fließenden Gleichgewicht befindet, mutwillig zu stören. Denn er weiss, nie ist ein Garten etwas Abgeschlossenes. Als Ganzes

wie in seinen Teilen unterliegt er inneren und äusseren Einflüssen. Daraus ergibt sich ein steter Wandel in seiner Pflanzen- und Tierwelt.

Ein solches Verstehen der Natur, nämlich, dass alles mit allem zusammenhängt, hat ihn auch veranlasst, ein Buch unter dem Titel «Natur ausschalten – Natur einschalten» zu schreiben. Es ist auch in deutscher Sprache vor drei Jahren im Klett-Cotta Verlag erschienen. So setzt er verschiedenste Mittel ein, um sein Wissen, seine Erfahrungen und seine Hoffnungen anderen Menschen zu vermitteln. Und weil er das Leben und damit auch die Welt liebt, macht er in seinem Denken keine Grenzen. Zu seinen Geschichten von Städten und Gärten gehören auch die so brennend aktuellen Fragen: Wie viel Energie brauchen wir, woher nehmen wir sie und wie verbrauchen wir sie? Oder: Wie finden wir Eltern wieder den Mut, unsere Kinder auch in eine ungewisse Zukunft zu geleiten? Oder: Wie müssten unsere Schulen sein, damit wir nicht nur mehr wissen, sondern auch besser verstehen?

Für alle diese Fragen findet er auf seinen Stadtwanderungen genügend Bilder, um sie zu illustrieren und ihren Zusammenhang mit uns und unserer Umwelt blosszulegen. Die Büste einer Frau mit verbundenen Augen und gebundenen Händen in einem Antiquitätenladen wird zum Symbol unseres blinden In-die-Zukunft-Tappens, für das Gefühl der Ohnmacht des einzelnen der modernen Welt gegenüber. Mit dem Bild eines Plakats, das einen Menschen zeigt, der sich auf einem Behälter mit Not-





vorrat zur Ruhe gelegt hat («Kluger Rat – Notvorrat»), demonstriert Le Roy, wie rasch wir uns in falsche Sicherheit wiegen lassen mit einigen Töpfen Notvorrat.

So einfach, meint Le Roy, sollten wir es uns nicht machen. Statt vor einem baldigen Mangel an verfügbarer Energie zu bangen, erinnert er an unsere eigene Kraft und Phantasie und ruft uns auf, von unserer Kreativität Gebrauch zu machen. Er meint damit nicht, dass wir Erfinder irgendwelcher technischer Tricks werden sollten, sondern schlicht mehr selber tun, und wenn es nur das Gehen mit den eigenen Füßen ist. Seine Beine nennt er Yin und Yang, und ich habe ihn noch nie gesehen ohne seine guten Wanderschuhe. Auto haben die Le Roys keines.

Auch in und um unsere Städte könnten wir einen Anfang machen in unseren Gärten. Anstatt sie mit Maschinen und künstlich hergestellter Energie in einer starren Ordnung zu halten, könnten wir sie mehr ihrem natürlichen Wachsen und ihrem Sich-selbst-Regulieren überlassen. Gerade daraus könnten wir lernen, dass die Natur beherrschen nicht heisst, sie zu zerstören, sondern sie zu verstehen und aus einem vernünftigen Umgang mit ihr Nutzen zu ziehen.

Le Roy wird nicht müde, Geschichten zu erfinden und zu erzählen in immer neuer Form, mit immer anderen Mitteln. So ermöglicht er auch immer mehr Menschen, seine Ideen, Vorstellungen und Gedanken zu verstehen. Und seine Frau macht mit. Sie wird ihren Enkelkindern erzählen,

dass Grossvater Louis alles Eis der Schweizerberge gegessen hat, denn Eis, das liebt Le Roy über alles. Und da es nun kein Eis mehr zu essen gäbe, habe er vorgeschlagen, dass ein Ingenieur die mittlere Höhe der Schweizerberge errechne und dann Berge und Täler auf dieses Niveau abgebrochen und ausgefüllt würden. «Es wäre doch viel einfacher und ordentlicher als alle diese unregelmässigen Zacken», spottet Le Roy über die Ordnungsliebe der Schweizer.

Geschichten – vielleicht. Aber so absurd das mit den Alpen tönt, etwas Ähnliches geschieht in den Regenwäldern rund um die Welt, die in ihrem Ausmass noch unvergleichlich grösser sind als unsere Alpen. Diese tropischen Regenwälder sind schon zur Hälfte abgeholzt, vernichtet. Und jedes Jahr wird weiter dezimiert. Auch dies ist eine Folge unseres verlorenen Wissens um die Zusammenhänge in der Natur. Unser Klima wird sich verändern, wenn die Regenwälder zerstört sind. Und wir tragen dazu bei, wenn wir unsere ungemütlichen Häuser mit Exotenholz auskleiden, weil Holz gemütlich machen soll.

Unser Planet muss grün bleiben, denn ohne Grün gibt es nicht nur kein Leben, sondern auch kein Überleben. Das sollten auch wir Luzerner nicht vergessen – auch hier, «wo es schön sei, zu schön» – meinen die Roys. Sie möchten wiederkommen, und wer weiss, vielleicht können sie dann auch in Luzern durch «wilde Gärten» wandern.

Otti Gmür (Text)  
Louis Le Roy, Otti Gmür  
und Georg Anderhub (Bilder)

*Eine Büste in einem Antiquitätensladen ist für Le Roy Symbol für die Ohnmacht, die wir der modernen Welt gegenüber empfinden. Als Gegenstück dazu spornt er immer wieder Leute zu eigenem Tun an – wie hier in den Gartenanlagen von Alphen a. d. Rijn. Wer selber schöpferisch tätig wird, kann sich befreien von den Zwängen eines verplanten Lebens.*

